

Friedemann Sittig
Nebenher verloren

Friedemann Sittig

Nebenher verloren

Roman

MÄRZ

Kindersegen

Fünf Kinder
Nahmst du mir,
Zwei
Verlor ich
Nebenher.
Einen Sohn
Gibst du mir nun
Zurück.
Ihn hüte ich
Für den nächsten
Krieg.

Herbert Sittig, 1961

Für meinen Bruder Christoph

1

Mein Vater Dr. med. Herbert Karl Sittig verließ mich am Tag meiner Taufe während des Festessens. Als die Kellner im Landhaus Schümann in Bremen Horn-Lehe an diesem 30. Oktober 1955 die leer gegessenen Teller wegtrugen, samt den Schüsseln und Platten mit den Resten des Hauptgangs *Gespickter Rindslendenbraten mit jungen Gemüsen*, stand er vom Tisch auf, zündete sich eine Zigarette an und ging nach draußen auf die Terrasse. Es regnete. Unter einem Vordach stellte er sich zu meinem Onkel Hans Konrad. Mit dem jüngsten Bruder meiner Mutter verstand er sich besonders gut. Nach ein paar Zügen an seiner Juno sagte er zu ihm:

Ich werde mich von Deiner Schwester scheiden lassen.

Dann drückte er die Zigarette aus und ging durch den Haupteingang zur Garderobe. Er ließ sich Hut und Mantel geben, setzte sich in seinen grünen Opel Olympia Rekord und fuhr davon. Mein Onkel war wie erschlagen. Er hatte meinen Vater verehrt.

Hans Konrad hatte ein Dreivierteljahr zuvor sein Examen in Volkswirtschaft an der Universität Köln mit Auszeichnung bestanden. Mein Vater hatte ihm kurz danach in Bremen zur Belohnung einen, wie er es nannte, »*ordentlichen Mantel*« geschenkt. Er war mit meinem Onkel zu Stiesing in die Sögestraße gefahren, zu dem besten Herren-

ausstatter Bremens. Dort hatte er für Hans Konrad ebenso großzügig wie großkotzig einen eleganten englischen Fischgratmantel ausgesucht, reine, ungefärbte Schurwolle. Dieses spontane Examensgeschenk hatte meinen Vater 119 D-Mark gekostet. Für meinen Onkel, der damals von hundert Mark im Monat leben musste, war das ein kleines Vermögen. Nun blickte Hans Konrad konsterniert dem grünen Opel nach, der vom Parkplatz auf die Straße einbog. Regen prasselte auf das Vordach über ihm.

Derweil lag ich in den Armen meiner Mutter. Sie saß im Festsaal am Tisch. Zwei Stunden zuvor war mir in der Kirche *Unser Lieben Frauen* neben dem Bremer Rathaus Wasser über den Kopf geträufelt worden, womit ich in die Gemeinschaft der evangelischen Christen aufgenommen wurde. Ich war drei Monate alt.

Hans Konrad, der aufgewühlt in den Saal zurückkam, erzählte zuerst meinem Großvater von dem Gespräch unter dem Vordach. Danach verbreitete sich an der langen Festtafel in Windeseile, was mein Vater ihm unter dem Vordach angekündigt hatte. Man kann sich das Entsetzen vorstellen, das danach im Raum herrschte. Bei der Vorspeise, einer *Champignoncremesuppe*, war noch alles in Ordnung gewesen. Auf das *Fürst-Pückler-Sahneis* und auf die *warmen Käsestangen*, die noch folgen sollten, hatte nun aber kaum noch jemand Appetit. Eher vielleicht auf den *Cognac*, der ebenfalls auf den Tischkarten für meine Taufe steht, von denen ich eine gerade in der Hand halte.

Naturgemäß habe ich in diesen Minuten nicht weiter behütet in den Armen meiner verzweifelten und gedemütigten Mutter gelegen. Sie saß abgeschirmt von ihrer Schwester Alice und zwei Cousinen wie ein Häuflein Elend heulend in einer Ecke. In den Wochen zuvor hatte sie schon dunkle

Ahnungen gehabt. Er war ihr irgendwie verändert vorgekommen, war oft unwirsch gewesen. Sie fühlte sich von ihm nicht mehr angesehen. Angefasst hatte er sie schon lange nicht mehr. Sie schob es auf die Schwangerschaft, von der sie sich erst langsam erholt hatte.

Aber gesagt hatte er ihr nichts.

Ich war in der Obhut meiner Großmutter. Um meinen großen Bruder Christoph sollte sich meine Tante Gertrud kümmern. Christoph, vier Jahre alt, ein hübscher kleiner Junge mit einer kognitiven Beeinträchtigung, war von meiner Mutter für das Fest mit einem dunkelblauen Anzug und einer roten Fliege ausstaffiert worden. Auf dem Gruppenfoto der Taufgesellschaft, das vor dem Essen gemacht wurde, steht er vor ihr und lacht. Meine Mutter trägt auf dem Bild ein hellblaues Kleid und einen passenden Chiffonschal. Sie sieht bezaubernd aus. Mein Vater steht wie selbstverständlich neben ihr und lächelt. Ein wenig.

Was für ein Start in mein Christenleben! Wie wäre es gewesen, wenn mein Vater an diesem regnerischen Herbstnachmittag vor 68 Jahren nicht auf die Terrasse gegangen, sondern bei meiner Mutter und mir am Tisch geblieben wäre? Das habe ich mir oft vorgestellt. Er hätte das Fürst-Pückler-Sahneeis oder eine warme Käsestange gegessen, eine weitere Tasse Kaffee und einen Digestif getrunken und sich mit meinem Großvater genussvoll rauchend über die Weltlage unterhalten. Im Anschluss wäre er mit uns in die Schubertstraße gefahren. Und alles wäre gut gewesen.

Mein Vater starb 1964 an Bauchspeicheldrüsenkrebs, neun Jahre nachdem er uns verlassen hatte. Ich habe ihn nicht kennengelernt. Er war in meiner Familie ein Tabu. Bis heute habe ich fast nie über ihn gesprochen. Schon in meiner Kindheit habe ich gelernt, dass mein Leben einfacher ist,

wenn ich nicht an ihn denke. Ein Selbstbetrug? Ich weiß es nicht. Was ich weiß, ist, dass ich nicht mehr allzu viel Zeit habe. Ich werde mich jetzt intensiv mit ihm beschäftigen. Ich will diese Lücke in meinem Leben schließen – auch wenn es Monate dauern sollte. Vielleicht sind die fast 70 Jahre, die ich alt werden musste, um hierhin zu kommen, gar nicht lang? Andere nehmen solche Geschichten mit ins Grab.

Mit seiner neuen *großen Liebe*, für die er uns verlassen hat, Hildegard oder Hildchen, wie meine Tante Alice diese Frau verächtlich nannte, war es nach ein paar Monaten schon wieder vorbei. Dennoch kam er damals, im Frühjahr 1956, nicht zu uns zurück. Er wollte nicht mehr mit meiner Mutter zusammen sein. Mitte der fünfziger Jahre, kurz nach dem Krieg, kamen in Deutschland auf einhundert Männer im Heiratsalter einhundertachtzig Frauen. Er hatte also freie Auswahl. Schon bald hatte er eine neue Frau, die Renate hieß. Mit dieser Renate lebte er dann bis zu seinem Tod ganz in meiner Nähe. Seine Arztpraxis und die Wohnung waren nur drei Straßenbahnstationen von mir entfernt. Dennoch habe ich ihn in den immerhin neun Jahren, die wir beide gemeinsam auf der Welt waren, nur einmal gesehen. Und das auch nur deshalb, weil ich darauf gedrängt habe. Ich weiß bis heute nicht, ob er sich jemals für mich interessiert hat. Er hätte mich hundertmal abholen können, um mit mir in den Bürgerpark zu gehen, in den Zirkus oder auf den Bremer Freimarkt.

Vor mir liegen ein notarieller Vergleich und das Scheidungsurteil meiner Eltern. Demnach hatte er das Recht, Christoph und mich einmal im Monat für ein Wochenende zu sehen und darüber hinaus auch noch einmal im Jahr für einen gemeinsamen zweiwöchigen Urlaub. Aber nur in den ersten Monaten nach der Scheidung soll er von

diesen Rechten Gebrauch gemacht haben und ein paar Mal in die Senator-Caesar-Straße gekommen sein, um uns abzuholen. Ich war damals erst eineinhalb Jahre alt.

In dem Reihenhaushaus in Schwachhausen, das meine Eltern noch vor meiner Geburt gekauft hatten und das im Scheidungsverfahren meiner Mutter zugesprochen wurde, haben wir sehr beengt gelebt. Meine Mutter musste das Haus, nachdem es endlich fertig gebaut war und wir einziehen konnten, allein abbezahlen. Und weil sie als Verkäuferin nur wenig verdiente und mein Vater seine Unterhaltsverpflichtungen selten erfüllte, war sie gezwungen, mehrere Untermieter aufzunehmen, um die Raten zahlen zu können. Im ersten Stock gab es drei kleine Zimmer. Im größten davon schliefen meine Mutter, Christoph und ich. Im zweiten Zimmer wohnte Gerda Rebers, eine junge Frau, die als Sekretärin bei einer Firma im Hafen arbeitete. Ich war oft bei ihr, wenn sie von der Arbeit kam, weil sie mir Süßigkeiten mitbrachte. Auf einem der wenigen Kinderfotos von mir aus dieser Zeit sitze ich im Zimmer von Gerda Rebers und neben mir auf dem Tisch steht ein Weihnachtsteller aus Pappe, übervoll mit Spekulatius, Dominosteinen und Marzipankartoffeln. Auf die Rückseite des Fotos hatte meine Mutter mit Bleistift geschrieben: »Dezember 1958«. Da war ich dreieinhalb. Gerda Rebers hatte einen Kanarienvogel, der Fritz hieß, und sie rauchte viel. Der Vogel tat mir leid, weil er in diesem Quaal leben musste, das weiß ich noch. Im dritten Zimmer wohnte Herr Kems. Er war recht klein, sogar meine Mutter war größer als er. Am Wochenende schlief er immer lange und Christoph und ich mussten dann im Treppenhaus leise sein. Einmal, als Herr Kems mit uns in der Küche saß, erzählte er von seiner Heimat in Süddeutschland. Dann sang er ein Lied in einer

merkwürdigen Sprache. Meine Mutter erklärte mir, das sei Schwäbisch. Sein lautes Lachen fand ich schrecklich.

Unser Haus lag in einer kleinen Stichstraße der Senator-Caesar-Straße, die auf einen Wendeplatz führt, das zweite Haus von rechts in einer Reihe von fünf typischen Reihenhäusern der fünfziger Jahre. Die Haustür war nicht ebenerdig. Man musste im Vorgarten eine Treppe hinauf zu einem überdachten Absatz gehen, weil die Tür im Hochparterre war. Dort waren das Wohnzimmer, die Küche und ein Klo. Meine Mutter soll meinen Vater, wenn er kam, um Christoph und mich abzuholen, jedes Mal auf diesem Absatz vor der Tür warten gelassen haben. Sie wusste, dass er von den neugierigen Nachbarn durch die Gardinen beobachtet werden würde, wenn er dort minutenlang wie auf einem Präsentierteller stand. Sie wollte ihn demütigen. Dieses gefühlte ewige Warten auf dem Treppenabsatz war ihm sicher unangenehm. Aber ob das wirklich der Grund dafür war, dass er bald nicht mehr kam? Es ist eine Erklärung, die ich mir zurechtgelegt habe.

In meiner Kindheit wurde von meinem Vater nicht gesprochen. Ich erinnere einen Spaziergang mit meiner Mutter und meinen Großeltern an einem sonnigen Sommer-sonntag zum Korbhaus, einem Ausflugslokal an der Weser. In meiner Erinnerung trage ich eine kurze Lederhose mit Hosenträgern und einem Edelweiß aus Plastik auf dem Quersteg. Ich hatte damals noch lange blonde Locken. So ging ich an der Hand meines geliebten Großvaters. Auf dem Uferweg kam uns ein Mann mit einem Hund entgegen. Der Mann lächelte mich freundlich an und ich fragte meinen Großvater: »Ist das mein Vater?« Der Mann drehte sich im Vorbeigehen um und lachte, als hätte ich etwas Lustiges gesagt. Meine Großeltern schauten zu Boden.

Ich habe danach bald aufgehört, nach meinem Vater zu fragen. Wenn ich andere Kinder mit ihren Eltern sah, spürte ich stets eine schmerzhaft Unvollständigkeit. Ende der fünfziger Jahre waren noch alle Familien vollständig. Nur meine nicht. Aber damit hatte ich mich irgendwann abgefunden. Es brachte nichts, weiter zu fragen. Vor allem aber war dieser Zustand leichter zu ertragen, als die Traurigkeit meiner Mutter zu spüren, wenn sie im Alltag wieder einmal darauf gestoßen wurde, dass mein Vater sie verlassen hatte. Ihre Traurigkeit zu erleben, war mir so furchtbar. Manchmal weinte sie leise vor sich hin. Ich sollte es wohl nicht hören, sie versuchte es vor mir zu verbergen, aber ich bemerkte es dennoch häufig. Ihr leises Weinen habe ich heute noch manchmal im Ohr. Es war so ein schreckliches Gefühl, das ich dann empfand. Es schnürte mir buchstäblich die Kehle zu. Ich konnte ihr nicht helfen, nichts tun, was diese verdammte Traurigkeit beendet hätte.

Einmal war ein Handwerker bei uns im Haus, der im Keller die Heizung reparierte. Er hatte einen blauen Overall an und schwitzte stark. Die Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Als er mit seiner Arbeit fast fertig war, wollte er noch etwas Technisches mit dem Boiler erklären. Er fragte meine Mutter: »Kommt Ihr Mann bald nach Hause?« Ich sah in ihrem Gesicht, dass sie böse wurde. Sie schob das Kinn nach vorne, atmete tief durch und presste nach einer schier endlosen Pause die Worte heraus: »Das können Sie schon mir erklären.«

Mein Vater hat keine dreitausend Meter von mir entfernt sein Leben ohne mich gelebt. Er hat mir noch nicht einmal zu Weihnachten oder zu meinen Geburtstagen Päckchen geschickt. Briefe erhielt ich von ihm auch keine, auch keine Postkarten. Ich habe mir mein Leben ohne

ihn einrichten müssen, und ich bin dabei doch recht gut gefahren. Nach meinem Befinden gefragt, habe ich oft geantwortet: Mir geht es in jeder Hinsicht so, wie es eine Gemeinschaftskarte bei Monopoly beschreibt: »Bankirrtum zu deinen Gunsten«.

Aber gefehlt hat er mir doch. Das kann ich einfach nicht wegschieben.

Als ich in der zweiten Klasse war, habe ich einmal so sehr darauf gedrängt, ihn zu sehen, dass es schließlich zu einer Begegnung kam. Es sollte die einzige bleiben. Das war im Frühjahr 1964. An einem Montag nach der Schule, als meine Klassenkameraden wieder von ihren tollen Familienwochenenden erzählt hatten, sagte ich in der Küche zu meiner Mutter: »Alle anderen Kinder haben einen Vater, nur ich nicht.« Meine Mutter, die gerade dabei war, Bohnen zu schnippeln, legte das Messer weg. »Du hast auch einen Vater, du kannst ihn ja besuchen, wenn du willst.« Mit ihrem Tonfall und einem verächtlichen Blick machte sie mir zugleich deutlich, dass sie mich dabei nicht unterstützen würde.

Ich rief ihn noch an jenem Abend an. So gern wollte ich ihn sehen. Ich konnte schon lesen und durchsuchte also das Telefonbuch nach seinem Namen. Die Schrift war klein, aber ich fand ihn. Die Nummer bei dem Eintrag »Sittig, Dr. Herbert, Arzt« habe ich gewählt. Als ich die Zahlen auf der Wählscheibe drehte, war ich aufgeregt und ängstlich, dass ich einen Fehler mache, eine Zahl verwechsle oder dass die Nummer, die ich herausgesucht hatte, doch falsch war. Es tutete viele Male, ohne dass jemand abnahm, was meine Angst ins schier Unermessliche steigerte. Als er sich dann meldete, habe ich es gerade so geschafft, meinen Namen zu sagen. Danach spürte ich an seiner Reaktion, dass ich richtig war. Das Gespräch war kurz, er hat kaum etwas gesagt.

Ich war es, der ihn fragen musste, ob ich ihn besuchen darf. Dieses eine Mal ging ich dann in die Schubertstraße, wo er mit seiner neuen Frau Renate und deren Sohn aus erster Ehe in dem Haus lebte, in dem ich geboren wurde. Im Erdgeschoss befand sich seine Arztpraxis, darüber im ersten Stock, im Schlafzimmer, war ich zur Welt gekommen.

Der Weg dahin war weit für mich, und ich musste diesen Weg allein gehen. Meine Mutter brachte mich nicht zu ihm, ja, sie gab mir nicht einmal Geld für die Straßenbahn. Und er holte mich auch nicht mit seinem Auto ab und brachte mich auch nicht wieder zurück. Bremen hatte damals schon mehr als eine halbe Million Einwohner. Ich musste einige breite Straßen wie den Schwachhauser Ring überqueren. Ich erinnere, wie ich allein die Georg-Gröning-Straße entlang ging. Es war unheimlich. So weit war ich noch nie allein von zu Hause weg gewesen.

Ich habe später oft an den Besuch bei meinem Vater gedacht. Aber viel ist mir nicht geblieben. Ich weiß nicht mehr, wie der Empfang von ihm und der neuen Frau war. Wäre er unfreundlich gewesen, würde ich es wohl erinnern, und wäre er besonders herzlich gewesen, sicher auch. Ich erinnere aber nichts. Ich weiß auch nicht mehr, worüber wir gesprochen haben. Und ich habe kein körperliches Gefühl von ihm bewahrt, sehe kein Gesicht vor mir, erinnere keine Umarmung, keinen Geruch, keinen Klang seiner Stimme. Was mir geblieben ist: Als ich im Badezimmer aufs Klo ging, sah ich, dass auf den Spiegel über dem Waschbecken mit Lippenstift Girlanden gemalt waren. Und in der Mitte stand in roten Großbuchstaben das Wort »IDIOT« geschrieben. Ich konnte mir das damals nicht erklären.

Ein halbes Jahr nach meinem Besuch, Anfang Oktober 1964, klingelte in der Senator-Caesar-Straße am frühen

Abend das Telefon. Meine Mutter ging ran, sagte nur ihren Namen und dann nichts mehr. Sofort wusste ich, dass mein Vater tot war. Ich ging aus dem Wohnzimmer und setzte mich im Flur auf den Treppenabsatz. Das war das einzige Mal, dass ich so etwas erlebt habe, eine unerklärliche Ahnung. Ich hatte nichts davon gewusst, dass er krank war. Ich konnte ja noch nicht einmal wissen, wer am anderen Ende der Leitung war.

Zur Beerdigung waren wir nicht eingeladen. Wir sind am Wochenende auf den Friedhof gegangen, meine Mutter, Christoph und ich. Ein kühler, grauer Tag. Es war das erste Mal, dass ich an einem frischen Grab stand, ein länglicher Erdhügel, auf dem Kränze und Blumensträuße lagen, schon ein wenig derangiert, die Schleifen an den Gestecken waren schmutzig. Wir waren nur ein paar Minuten dort, es regnete. Keiner von uns dreien hat etwas gesagt. Und keiner hat geweint.

Ein paar Tage später fuhr meine Mutter mit Christoph und mir mit der Straßenbahn in die Innenstadt. In der Nähe der Station Domsheide ging sie mit uns in ein großes Bürohaus. In einem Zimmer sprach sie kurz mit einem Mann, der an seinem Schreibtisch saß und Pfeife rauchte. Der Raum war voller Qualm, es stank fürchterlich. Meine Mutter hat Papiere unterschrieben. Als wir wieder auf der Straße standen, sagte sie: »Ich habe eben das euch zustehende Erbe eures Vaters ausgeschlagen. Es sind nur Schulden.« In einem Geschäft bei der Straßenbahnhaltestelle hat sie Christoph und mir dann noch Schokoriegel gekauft.

Bitte abonnieren Sie unseren Newsletter, um stets über aktuelle Neuerscheinungen informiert zu bleiben.



Originalausgabe Berlin 2026
Copyright © 2026 März Verlag GmbH
Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Deutschland
info@maerzverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Einbandgestaltung: Barbara Kalender, Berlin
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Sagunto, Spanien
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe,
Bad Langensalza
Printed in Germany
ISBN: 978-3-7550-0074-7
www.maerzverlag.de

Produktsicherheit: März Verlag GmbH,
Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin,
produktsicherheit@maerzverlag.de
Sicherheitshinweis entsprechend Art. 9
Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich.